



Ein Genie aus dem Morgenland

Allah ist nicht nur allmächtig, er ist auch schön. Leider erschließt sich diese Schönheit nicht jedem, denn sie versteckt sich in den geschriebenen und gesprochenen Worten der arabischen Sprache, genauer in denen des Korans. Bilder darf es im Islam nicht geben, schon gar nicht solche von Gott oder dem Propheten. Deshalb heißen die Michelangelos und Raffaels der islamischen Welt Kalligraphen, doch wer kennt sie hierzulande? Rafik Schami, der aus Syrien stammende unermüdliche Brückenbauer zwischen Orient und Okzident, führt uns in seinem neuen Roman in die Welt der arabischen Worte, die nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein machtpolitisches Gravitationszentrum bildet. Jeder Verfechter von Rechtschreibreformen hierzulande dürfte dabei das Fürchten lernen.



Bevor sich das Buch jedoch auf seinen für Schami geradezu bescheidenen 450 Seiten als ganz und gar nicht unpolitische Künstlertragödie entpuppt, kommt es als skurril-besinnlicher Liebesroman in 1001 Geschichten daher, die sich wie die Arabesken der Kalligraphen erst am Ende zu einem schaurig-schönen Kunststepes verbinden. Wie in der arabischen Schrift, über die der staunende Abendländer so manches erfährt, geht es im Roman nicht allzu geradlinig zu: Auch erzähltechnisch befinden wir uns im orientalischen Souq und nicht in einer deutschen Fußgängerzone. 1970 hatte der heute zu den bekanntesten deutschsprachigen Autoren zählende Schami Damaskus als Student Suheil Fadel verlassen, um sich vor den Knüppeln und Knebeln der sich etablierenden Militärdiktatur Hafiz al-Assads in Sicherheit zu bringen und in Heidelberg ein Chemiestudium zu

beenden. Das Pseudonym Schami ist eine Hommage an seine Heimatstadt, in der er als christlich-aramäischer Junge eine Jesuitenschule besuchte und vom Vater angehalten wurde, sich in der Kunst der arabischen Schrift zu erproben.

Kalligraphische Techniken und chemische Essenzen in einem morgenländischen Zauberlehrlingsambiente: Schami weiß, wovon er schreibt, wenn er uns an die Orte seiner Kindheit entführt, die wie alle Orte aller Kindheiten etwas Magisches haben. Es sind die ruhigen mittelfünfziger Jahre, die Franzosen sind weg, Militärs und Diktatoren noch nicht da, Syrien erlebt eine kurze friedliche Phase der Demokratie. Die Stadt wirkt wie ein großes Dorf, Esel dienen als Taxis, eine Straßenbahnlinie quietscht von einem Ende zum anderen. Muslime, Christen und Juden leben friedlich, wenn schon nicht mit-, so doch immerhin nebeneinander. Wie ein Lauffeuer breitet sich da ein Gerücht in den Gassen der Altstadt aus: Dem angesehenen und wohlhabenden Kalligraphen Hamid Farsi sei seine Frau Nura weggelaufen, schlimmer noch, vielleicht habe er gar seinem Nebenbuhler den Steigbügel gehalten, indem er in dessen Auftrag anonyme Liebesbriefe verfasste, die dann im Schoß der eigenen Gemahlin landeten. Der knorzige, in Liebesdingen eher unbegabte Farsi ahnt nicht, dass seine kluge Gemahlin mit dem einstigen Lehrling Salman, einem Christen obendrein, davongelaufen ist. Farsi sinnt auf Rache an dem wohlhabenden Lebemann Nassri Abbani, der in der Tat ein Auge auf Nura geworfen hatte, es aber nicht einmal in ihre Nähe schaffte. Der Gehörnte wird jedoch nicht nur Opfer der Eifersucht, sondern auch einer Intrige gegen seine in einer geheimen Loge organisierte Reformbewegung: Er will nicht mehr und nicht weniger als die heilige arabische Schrift und Sprache modernisieren.

Bevor das Geheimnis des Kalligraphen gelüftet wird, müssen wir jedoch noch einige Runden durch den Souq drehen und immer wieder für ein Geschichtchen haltmachen, denn das Plaudern und Anekdotensammeln, das langsame Zusammensetzen des Romans, ist die eigentliche Kunst dieses orientalischen Meisters der deutschen Sprache. Wirkte in Schamis letztem Roman, "Die dunkle Seite der Liebe", noch mancher Bösewicht holzschnittartig und so mancher Gutmensch allzu engelsgleich, so bekommt nun jeder noch so kleine Held Leib und Seele, Fleisch und Blut. Das mag auch daran liegen, dass Schami für diesen Roman die politische Dramatik einer Diktatur bis auf die letzten Seiten umschiffte und auch der Kampf der Kulturen ziemlich in den Hintergrund tritt. Ein Christ schaffte es in der beschriebenen Ära immerhin in höchste Staatsämter, und muslimische Kalligraphen verdienten Unsummen mit der Beschriftung von Kirchen.

Zunächst aber geht es um die Liebe unter widrigen Umständen, die ziemlich facettenreich sein können: Der arme christliche Romeo und seine muslimische Julia sind nur eine Spielart davon, sozusagen der Klassiker. Der junge Salman, der sich anfangs in einem Cafe verdingt, wird Zeuge der unglücklichen homosexuellen Liaison seines Brotgebers mit einem Bodybuilder, die später im Buch noch eine verhängnisvolle Rolle spielen soll. Und während Nassri Abbani die Frauen schlechthin liebt, wenn auch immer eine andere, liebt die Edelhure Asmahan, die Abbani zu ihren Kunden zählt, ihre Unabhängigkeit und die Kalligraphie, womit sich der Kreis wieder schließt.

Vermutlich scheiden sich bei Schami die Geister, sein der mündlichen Erzähltradition verpflichteter naiv-unschuldiger Plauderton - tatsächlich soll er sich den Roman an einem italienischen Strand erst einmal selbst laut erzählt haben - ist gewiss nicht jedermanns Sache. Doch wer sich auf den Duktus dieser orientalisierten deutschen Sprache erst einmal einlässt, wird daran sein Vergnügen finden. Für Salman, den wissbegierigen Lehrling, sind die Buchstaben und Wörter nicht nur ein Handwerk, sondern sie stoßen eine Tür auf aus der Enge einer ärmlichen Herkunft. Vom Meisterschüler zum Meister ist es naturgemäß auch in der Kalligraphie ein weiter Weg. Fleiß, Wissbegier und Charme decken sich nicht zwangsläufig mit Genialität, und Genies, das gilt auch im Morgenland, haben es selten leicht im Leben.

Am Ende erweisen sich all die Geschichten lediglich als Ouvertüre aus dem Orchestergraben für den großen Soloauftritt des Romans. Nachdem Salman mit seiner Geliebten entschwindet und Farsi für seine Rache am falschen Widersacher lebenslang hinter Gitter muss, holt Schami tief Luft und erzählt die Geschichte des unsympathischen Kalligraphen noch einmal ganz von vorn als die eines mutigen Reformers. Jetzt erscheint der mürrische Schönschreiber als würdiger Erbe des großen Ibn Muqla, der schon wenige Jahrzehnte nach Mohammeds Tod die arabische Schrift zu erneuern suchte und dafür teuer bezahlte. Der Universalgelehrte diente drei Kalifen als Premierminister, was ihn nicht davor bewahren konnte, dass ihm die Reinheitsapostel des Islam die rechte Hand abhacken ließen. Als er sich daraufhin das Schreibrohr an den Armstumpf binden ließ, sollte es noch schlimmer kommen. Vor Eingriffen ins Regelwerk der Wörter haben die Mächtigen und Machthungrigen der islamischen Welt immer Angst gehabt, denn sie gaben und geben gern vor, im Namen des Allmächtigen zu handeln. Selbst zaghaften Reformversuchen haftete stets der Geruch der Häresie an. Farsi und seine Kunst erleben auch hinter Gittern noch ein Auf und Ab, je nachdem, wie traditionsbeflissen oder kulturdefätistisch die Machthaber sind.

Mit dieser Künstlerlegende schlägt der Autor einen großen Bogen zwischen der schönen, aber eben auch erstarrten Sprache des Korans und der Reformunwilligkeit in den politischen Systemen der islamischen Welt. Gleichzeitig bricht er eine Lanze für Differenz und Toleranz, denn wie sein Held Hamid Farsi, was so viel heißt wie aus Persien stammend, besitzt jede Kultur und jede Religion viele Gesichter.

Text: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.12.2008, Nr. 302 / Seite Z5

Die Gerade Straße

von Rafik Schami

Im Exil verwandeln sich die Städte der Kindheit in Idyllen, ihr Staub in Perlen, und die düstersten Gassen werden von goldenem Licht durchflutet.

Was tun also, um der Verklärung der Ferne zu entrinnen und ein realistisches Bild der Stadt im Gedächtnis zu behalten? Ein anerkanntes Rezept empfiehlt: täglich Berichte über die Stadt zu lesen, wöchentlich Briefe zu schreiben, wenigstens einmal monatlich Oppositionelle zu treffen und einmal vierteljährlich das Bild der Stadt gründlich zurechtzurücken. Hier ist das Resultat nach zwanzig Jahren präziser Anwendung: Es gibt auf der ganzen Welt keinen schöneren Ort als die Altstadt von Damaskus.

Wenn man von Damaskus erzählt, muss man Acht geben, sich nicht in tausendundeine Episode zu verlieren, denn Damaskus ist ein Meer der Geschichten. Ich nehme als Kompass die via recta, die Gerade Straße, zu der ich immer wieder zurückkehre, wenn ich spüre, dass die Verschachtelung der Gassen von Damaskus und meiner Erinnerungen zu wirt wird.

Meine Kindheit umspielte diese Straße, die die Altstadt in ostwestlicher Richtung durchquert. Sie ist fast 1500 Meter lang und war einst 26 Meter breit, doch die Läden der Handwerker und Händler fraßen sich von beiden Seiten so weit hinein, dass die via recta heute an manchen Stellen nicht einmal mehr zehn Meter breit ist.

An ihrem Anfang, am Osttor der Stadt, liegt unauffällig, wie übrigens das meiste Zauberhafte dieser Stadt, die Manufaktur der Familie Nassan, die seit über 200 Jahren eine der begehrtesten Spezialitäten von Damaskus herstellt: Seidenbrokat der feinsten Art. Königin Elisabeth II. ließ ihr Krönungskleid aus dem edlen Stoff fertigen. Der Aga Khan (1959) und Jimmy Carter (1983) schrieben ihre Bewunderung in das Gästebuch der Familie, die viele Anekdoten über die hohen Staatsgäste zu erzählen weiß, doch treten wir lieber wieder auf die Gerade Straße hinaus.

Beim Osttor liegt die Ananiasgasse. Sie beherbergt eine unterirdische Kapelle, die an einen der ersten Anhänger Jesu Christi erinnert. Ananias heilte die Augen eines jungen Christenverfolgers namens Saulus, der vor den Toren der Stadt sein »Damaskus-Erlebnis« hatte. Aus dem Verfolger

Saulus wurde der Verfolgte Paulus. Er versteckte sich eine Weile in meinem Viertel, und da seine Häscher alle sieben Tore der Stadt bewachen ließen, flüchtete er im Mantel der Dunkelheit durch meine Gasse, die etwa 300 Meter von der Ananiasgasse entfernt liegt. Paulus wurde in einem Korb auf der anderen Seite der Stadtmauer hinuntergelassen, und er ging von dannen und missionierte die Welt. Ohne Paulus wäre das Christentum ein orientalisches Märchen geblieben. Doch kehren wir lieber zur Geraden Straße zurück.

Die via recta ist ein griechisch-römisches Erbe. Fast tausend Jahre lang hielten Griechen und Römer Damaskus besetzt, bis die Araber die Stadt im 7. Jahrhundert eroberten. Damaskus ist eine der ältesten, ununterbrochen bewohnten Städte der Welt. Als die Ewige Stadt Rom gebaut wurde, war Damaskus schon tausend Jahre alt und die Hauptstadt meiner Vorfahren, der Aramäer. Genau in dieser Kontinuität liegen Geheimnis und Schlüssel der Damaszener Seele.

Ägyptische, aramäische, römische, griechische, babylonische, persische, jüdische, römische und arabische Städte und Reiche entstanden, blühten auf, übertrafen in ihrem jugendlichen Glanz die Stadt Damaskus, alterten und gingen infolge von Kriegen, Seuchen und Naturkatastrophen unter. Damaskus aber blieb. Ein Damaszener ist seinem Ausweis nach ein Araber, doch all diese Kulturen, die seine Stadt einst prägten, hinterließen tiefe Spuren in seiner Seele.

Sicher war auch die günstige Lage mitten in der fruchtbarsten Oase Arabiens ein Element dieses Überlebenswillens der Damaszener, aber das allein erklärt nicht den unnachahmlichen Erfolg. Doch

ein berühmter Spruch des ersten Kalifen der Omajjaden, Muawija, öffnet eine Tür zu diesem Erfolgsgeheimnis: »Mein Schwert ziehe ich nicht, wenn meine Peitsche reicht, und auch die nicht, wenn meine Zunge genügt.« Der Gründer der Omajjadendynastie war lange Jahre zuvor Stadthalter von Damaskus gewesen. Sicher hat er diesen Spruch von den Damaszenern gelernt, denen man große Freundlichkeit und



Höflichkeit verbunden mit Hartnäckigkeit und Geduld nachsagt. Die stolzen Damaszener können äußerst nachgiebig werden, wenn es um den Vorteil ihrer Stadt geht. So verstanden sie es immer in der Geschichte, in guten Zeiten das Beste herauszuholen und in schlechten Zeiten das Schlimmste zu verhüten.

Unter den Omajjaden war Damaskus fast hundert Jahre lang die Hauptstadt eines Weltreiches. Erst das Jahr 750 brachte der Stadt eine verheerende Niederlage. Der Aufstieg der Abbassiden im Irak degradierte Damaskus zu einer Provinzstadt. Hierin liegt auch die Wurzel der bis heute gepflegten Feindseligkeit zwischen Damaskus und Bagdad.

Doch Damaskus überlebte die Abbassiden, die zerstörungswütigen Horden der Mongolen und Tataren und 400 Jahre osmanische Besatzung. Die Stadt verstand sich nicht nur auf die Seidenweberei und die Herstellung des weltberühmten Stahls, sondern und vor allem aufs

Überleben aller ihrer Eroberer. Mein Nachbar, der alte Kutscher Salim, sagte mir einst: »Der Damaszener Stahl ist spröde im Vergleich zur Damaszener Zunge.« Doch kehren wir wieder zur Geraden Straße zurück.

Ein paar hundert Meter weiter liegt die Saitungasse. Hier residiert der Patriarch der katholischen Kirche (Melkiten). Hier liegt auch die katholische Schule, die ich zwölf Jahre lang besuchte. Sie war bis zur späteren Verstaatlichung eine der drei Eliteschulen der Christen. Die Söhne der reichen Muslime durften mit uns von einer Auslese der besten Lehrer unterrichtet werden. Viele Namen und Gesichter meiner Mitschüler habe ich vergessen, doch nicht das Bild der zwei Schalan-Prinzen, die nach jeden Ferien in einem Cadillac bis zum Schultor gebracht wurden. Der Chauffeur blieb regungslos hinterm Lenkrad sitzen, ein großer schwarzer Sklave in arabischem Gewand entstieg dem Innern des Cadillacs wie in einer Geschichte aus Tausendundeiner Nacht. Er hielt stumm die Tür für die kleinen Herrschaften auf, die für uns nichts anderes als dumme Bengel waren und wegen ihrer Einfältigkeit bis zu den nächsten Ferien ausgelacht und verspottet wurden. Der Großvater dieser zwei Schalan-Sprösslinge, Nuri Schalan, war bei der Befreiung Damaskus von den Osmanen am 3. Oktober 1918 an der Seite König Feisals und eines gewissen Oberst »Lawrence von Arabien« marschiert, aber das ist eine andere Geschichte, und lieber kehren wir zur Geraden Straße zurück.